

Alban Nikolai Herbst

## Größenfantasien (Ramallah)

Sehr verehrte Damen, sehr geehrte Herren,

der hier folgende Text wurde als Vortrag für Israel, genauer: für jüdische Israeli zu einem Zeitpunkt geschrieben, als noch nicht klar war, daß ich auch in Ramallah sprechen würde. Erst vor Ort erfuhr ich, daß ich auch dort eingesetzt war. Möglicherweise sind einige meiner Thesen in der arabischen Welt nicht völlig opportun. Mehr noch: Sie setzen den in und mit ihr lebenden Menschen einer Zumutung aus. Denn ich behandle einen Themenkomplex, der über das Verhältnis von Juden und Deutschen 50 Jahre nach dem Holocaust nachdenkt, über Schuldfragen und deren Handhabung, die in der westlichen Welt meinen Beobachtungen nach insbesondere bei sehr jungen Leuten höchst problematisch geworden ist, weil sie oft nicht einmal mehr eine direkte verwandtschaftliche Berührung mit den schrecklichen Geschehnissen zur Zeit des Hitlerfaschismus haben. Diese Problematik umfaßt *beide* Seiten. Daß die Opfer- und Täteridentität noch und noch perpetuiert wird, wird gerade von vielen dieser jungen Leute als unstatthaft, wenn nicht lästig empfunden. Insofern müßten Sie, die lesenden Araber, sich in die Rolle sagen wir der Juden versetzen und obendrein sich in ein Szenario einfühlen, daß sich erst lange Zeit nach einer etwaigen – und wie es jetzt aussieht von jeder Seite aus furchtbaren – Lösung des Israel-Palästina-Problems ergeben würde. Es wäre insofern eine Science Fiction, von der ich allerdings meine, daß Sie sich nicht völlig vermeiden läßt.

Als Hans Deters, ungefähr meines Alters und wie ich selbst einer Familie mächtiger Nazi-Funktionäre entstammend – das „ungefähr“ schreibe ich, weil Ähnlichkeit

poetisch deutlicher ist als Identität -, als dieser Hans Deters, der mich nun schon durch vier meiner Romane begleitet und auch in einem geplanten nächsten wieder Gestalt annehmen wird, als also Deters 26 Jahre alt geworden war, bekam er einen neuen Namen. Er erhielt ihn in Gestalt eines falschen Passes von einem *Opfer*, - nämlich dem ehemaligen Insassen eines KZs. Zum Zeitpunkt der beginnenden Erzählung haust der Mann zunehmend verwahrlosend in einer kleinen Bude, die er nur noch zu den nötigsten Gelegenheiten verläßt. Denn er nimmt jedes Gesicht, das er auf der Straße sieht, mit nach Hause und nagelt es - wie es im Roman heißt: um die schmerzhaft Überfülle aus seinem Kopf zu bekommen - dort an die Wand: Verdinglichte Imaginationen, die wie Bilder behandelt, sozusagen entäußert werden... und ihn nun immerfort beobachten: Alles ist überzogen mit ihnen, die Tapeten, die Decke, jeder Schrank, die Stühle, sogar der Fußboden. Von überall her starren ihn diese Gesichter an, kein Augenverschließen hilft, so starrt er zurück. Die Last ist so groß, daß er nicht einmal mehr Fragen stellen kann. Als der dieserart gequälte und immer weitergequälte Mann bemerkt, daß auch Ulf Laupeyßer, wie Deters vor seiner Umbenennung heißt, die Imaginationen sinnlich zu erkennen beginnt, läßt er ihm einen falschen Paß zukommen, den er selbst, eigenhändig, unterschreibt. Die Botschaft ist deutlich: „Verschwinde, sozialisiere dich neu, werde ein anderer.“ Tatsächlich packt Hans Deters ein bißchen Zeug und emigriert aus sich selbst und aus der Stadt, in welcher er lebte, setzt sich in irgend einen Zug – und wird im folgenden Roman genau mit dem konfrontiert, wovor er flüchtet: mit der deutschen Geschichte und also seiner eigenen – wohlgemerkt: internalisierten – Vergangenheit. Denn als 1954 Geborener trägt er ja objektiv keine Schuld; das Gefühl, schuldig an etwas zu sein, das zu groß ist, um es tatsächlich bewältigen zu können, wurde von außen in ihn hineingepflanzt und hat ihn verklemmt und klein werden lassen, gleichermaßen ängstlich wie bisweilen – aus der Abwehrbewegung dagegen heraus – selbstherrlich. Und erst die andere, ihm selbst fremde Identität erlaubt es ihm, sich den abgewehrten, in ihm höchst ungut schwärenden, weil zu irrationalen Ausfällen führenden Sachverhalten und Dynamiken zu stellen. Mit seiner Selbsterfindung gewinnt Hans Deters eine Distanz, die es ermöglicht, daß sie gebrochen wird: weil es das Denktabu nicht mehr gibt. Erst jetzt ist Nähe möglich und damit die Chance, Leid und Schuld zu verarbeiten. Und eben das erlaubt es, den

ziemlich umfangreichen, bisweilen fantastischen Text sehr leichtfüßig anzulegen, mit ausgedehnten spöttischen Passagen, die sich moralischerseits bei den zumindest angeschnittenen Themen eigentlich verböten.

Ich möchte die sich zunehmend verzweigende Linie der Romanserie hier nicht weiter skizzieren, nur kurz anmerken, daß sich Deters wiederum in andere Personen aufspaltet, und zwar notwendigerweise – *ästhetisch* notwendigerweise. Was dies für den politischen Alltag, also pragmatisch, bedeuten mag, sei erst einmal dahingestellt. Doch glaube ich, daß sich gefährdete Identität, die sich um jeden Preis bewahren will, immer in Formen von Auserwähltheitsfantasien äußern und wehren wird. Je nach Gelegenheit und den im Subtext laufenden Fremdinteressen – seien sie ökonomischer und/oder hegemonialer Natur – pervertieren sie gern ins Gewalttätige. Meine Romane legen deshalb nahe, das Konzept der Identität insgesamt aufzugeben zugunsten einer flüssigen, variablen Ich-Konstruktion. Mit Identität meine ich sowohl die der Person als auch der Kultur, unter die ich, ganz abendländisch, unter anderem die Religion befasse. Das bedeutet nicht, die eigene Kultur oder gar Religion aufzugeben; es bedeutet nur, das aber sehr gewiß, daß es notwendig ist, sich von Kulturleistungen *der anderen* inspirieren zu lassen und eben nicht jene inneren Grenzen mit einer Gewalt hochzuziehen, die das Verständnis nicht nur erschweren, sondern letzten Endes unmöglich machen. Bitte verstehen Sie, daß ich das im vorliegenden Fall für alle Seiten, also auch für die Juden, als nötig erachte. Auf das, was der Islam der Welt an Kultur bereits geschenkt hat, zu verzichten, wäre auch für Juden etwas wie ein masochistischer Akt, den ein Künstler wie ich nur beweinen könnte.

Um diese Durchlässigkeit, von der ich spreche, möglich zu machen, so glaube ich, ist es mehr als gefährlich, den Begriff einer Nation oder eines Staates an die ethnische und/oder religiöse Zugehörigkeit eines Volkes zu binden. Die großen Kulturleistungen, für die der deutschsprachige Raum einst berühmt war (ich spreche bewußt von „deutschsprachig“, nicht von „deutsch“), hatten ihren Anlaß fast immer in Vermischung, nicht in Reinheit, sie entstanden nicht durch Bewahrung, sondern Veränderung und Durchlässigkeit von Identitäten. Bereits in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wies Ernst Bloch darauf hin, der germanische Anteil der Deutschen sei lächerlich gering, das Land werde doch viel mehr von Romanen,

Sorben, Serben undsoweiter bewohnt; es sei das Mischland schlechthin. Deshalb konnte deutsche Kultur auch dort entstehen, wo Deutschland gar nicht war, etwa in Prag; Sie müssen nur an Kafka denken. Deutsche Kultur ist jüdische Kultur, ist sorbische Kultur, ist romanische Kultur, doch immer nur zu einem Teil. Sie ist synkretistisch und selbstverständlich nicht tschechische, nicht israelische, nicht italienische, also nicht eine nationale Kultur. In meinen Augen begann das sehr große Unheil in Deutschland damit, einen undefiniert-weichen Kulturraum gewaltsam in einen Nationalraum umzuformen. Man zwang den Deutschen, die ja sehr gut auch Tschechen sein konnten oder Franzosen oder sogar Italiener, eine Nationalidentität auf, die, weil sie so völlig substanzlos war, letzten Endes nur über Größenfantasien funktionieren konnte. Das erschütternde Ergebnis kennen wir und macht uns allen bis heute zu schaffen. Hierin liegt der Grund dafür, daß ich in meinem letzten, im nächsten Herbst erscheinenden Roman den Maler Fichte den Satz formulieren lasse, Reinheit sei der furchtbarste Begriff der gesamten Menschheitsgeschichte. Es liegt beinahe auf der Hand, daß das, was ich für den deutschsprachigen Raum als Kulturraum sehe, gegenwärtig in der islamischen Welt eine starke Analogie gefunden hat.

Ich möchte mir nicht anmaßen zu behaupten, es sei der Synkretismus ein Kennzeichen aller Kunst; aus gewissermaßen ebenfalls synkretistischen Gründen scheue ich normative Aussagen und halte sie gerne im Ungefähren; ich weigere mich ja schon, den Unterschied zwischen Substanz und Akzidenz zu akzeptieren und das entsetzlich deutsche Wort „Wesen“ gegen das nicht minder entsetzliche Wort „Nebensache“ auszuspielen. Dennoch habe ich den Eindruck gewonnen, einige Belege für einen solchen Synkretismus in nahezu allen mir bekannten kulturellen und religiösen Hoch-Leistungen zu finden. Denken Sie an die arabischen Einflüsse auf die Kirchenbaukunst im mittelalterlichen christlichen Sizilien, denken Sie an die maurischen Spuren in der heutigen Musik Christobal Halffters, denken Sie daran, daß es einem Hindu und seinem Glauben gar nichts ausmacht, neben zwanzig Gottheiten auch noch die Jungfrau Maria zu stellen. Edgar Poe nennt einige seiner größten Erzählungen „Arabesken“, und das sind sie auch. Der Jugendstil ist ohne den Orient nicht denkbar, bei John Cage findet sich ganz dieselbe Bewegung in der Hereinnahme des Straßenlärms. Und wenn Sie Lezama Lima folgen, dann hat die in

der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts ästhetisch so enorm wirksame Literatur Südamerikas genau aus dieser Form der Vermischung, die Lima den „amerikanischen Barock“ nennt, ihre Bedeutung bezogen. Die europäische, bzw. westliche Literatur hat erst mit der Postmoderne wieder gleichziehen können, die ja ebenfalls synkretistisch und, so glaube ich, die ästhetische Antwort auf das ist, was die Globalisierung mit sich schleift und vor sich hinschubst und worauf sie ständig einschlägt. Die großen Werke Thomas Pynchons, William Gaddis', Kazuo Ishiguros „The Unconsoled“, die Texte Heiner Müllers, die Filme Jean-Luc Godards, die Inszenierungen Bob Wilsons, in gewissem Sinn auch Stockhausens Musik fruchten alle aus Vermischung. Denken Sie an die großartigen theoretischen Leistungen des US-amerikanischen Feminismus, die Spekulationen Camille Paglias, denken Sie an die gender-Diskussion um Judith Butler und Donna Haraways Überlegungen zur Hybridisierung im Zeitalter der anhebenden Cyber-Technologie. Verzeihen Sie bitte, daß ich so voller Kulturlust zu schwärmen beginne... aber allen diesen Werken ist eigen, sich politisch-dogmatischer Benutzung zu entziehen, keine Diktatur kann damit mehr florieren, kein Dogma findet darin mehr anders Platz, als indem es zerfließt und die ihm innewohnende Kraft außerordentlich fruchtbar wird. Vieles ist ironisch und gibt dennoch das Pathos nicht preis, ohne welches niemand von uns wirklich lieben könnte.

Weshalb also sollte das, was für Kunst und kulturelle Identität so überaus wirkmächtig ist, weil es aus dem, was dogmatisch in den Größenwahn führt, ganz schlicht Größe macht, nicht ebenso für die Konstruktion von Staaten und das Selbstbewußtsein und Selbstbild ihrer Bewohner Anwendung finden? Sigmund Freud folgend, hat Mose nicht nur seine Juden in die Freiheit geführt, sondern von Pharao auch den Gott mitgenommen, die Vorstellung des Einzigigen, der raumlos ist und keine Statue braucht, in der er sich verdinglicht, und also auch nicht einen riesigen Wagen und das Gespann, das ihn zieht. Für ein Nomadenvolk höchst praktisch. Hier in liegt Aarons Abfall: daß das Kalb anfaßbar, nicht, daß es Kalb und aus Gold ist. Finden Sie strukturell zwischen Thora-Exegeten und der islamischen Vorstellung, daß Gott in der Schönheit des Wortklanges sei, wirklich so einen großen Unterschied? Kennen Sie das Gefühl nicht, mit Intellektuellen des Auslands eigentlich sehr viel verbundener zu sein, als mit, sagen wir, Ihrem Briefträger?

Dasselbe sollte für Briefträger nicht gelten? Meine Damen und Herren, unser aller Auffassung von Reinheit und Identität ist mehr als brüchig und beruht auf falschen Voraussetzungen. „Wo beginne ich und wo höre ich auf?“ fragte mich in Agra die indische Tante meiner ehemaligen Lebensgefährtin, als ich versuchte, ihr, der mit einem Joint verheirateten Tochter eines resoluten Sikhs, das abendländische Konzept der Identität zu erklären. Und sie berührte meine Brust, als hätte sie sich selbst angefaßt. Sie *hatte* sich selbst angefaßt – eine qualitativ gänzlich andere Bewegung, als streckt man die Hand nach Aarons Kalb aus.

Wenn meine Wahnungen zutreffend sind – ich bitte Sie, diesen Vortrag als eine *Geschichte* zu hören, und zwar als eine unter anderen; den Anspruch, *die* Geschichte zu erzählen oder *die* „Wahrheit“, weise ich von mir und kann das, weil ich Dichter und nicht Wissenschaftler bin, privilegierterweise ohne alle Stringenz, gleichsam assoziativ, auch tun -, -- wenn an meinen Wahnungen sagen wir: *etwas ist*, wir aber dennoch versuchen, unsere Identitäten gegen die anderer Menschen und Kulturen abzugrenzen, vielleicht sogar gegen andere überhaupt erst zu definieren, dann können Sie sich ungefähr vorstellen, wie gewaltsam bindend der Mörtel sein muß, die dazu nötigen Mauern zu fixieren. Man beginnt damit am besten in der Kindheit und pflanzt dem Nachwuchs Ideologien ein, also Werte, die von Tabus gestützt sind. Im jüdisch-christlichen Zusammenhang erfüllt unter anderem das Konzept der Erbschuld diese Funktion, ich hab das weiter oben schon kurz angesprochen. Psychologisch gesehen handelt es sich um ein double-bind, das dem Kind, das nach der Keksdose greift, zugleich auf die Hand schlägt und es mit dem Versprechen streichelt: Wenn du gehorsam bist, wirst du die Kekse eines Tages kriegen. Und zwar *nur* dann. Es gibt, außer dem reinen Entzug, keine Dynamik, die stärker suchtfördernd ist und zugleich mehr unbewußten Haß schürt, weil Abhängigkeit jede wirkliche Emanzipation torpediert. Die monotheistische Eschatologie ist voll davon und in jedem Fall gewalttätig: entweder gegen das Subjekt (das Ich selbst) oder das Objekt (den anderen) oder, wie einst das missionarische katholische Christentum und gegenwärtig ein großer Teil der fundamentalislamischen Bewegung, gegen beide zugleich. Das protestantische Christentum hat die Dynamik wieder invertiert und im Puritanismus abermals das Subjekt zum Gegenstand der religiösen Gewaltausübung gemacht; im Protestantismus ist das Feuer-und-Schwert-Christentum, das, außer

während einer kurzen Periode im mittelalterlichen Sizilien, logischerweise den Islam in Stücke hacken wollte, passiv geworden, verinnerlicht wie der Judentum, und hat vor allem in seinen puritanischen Ausprägungen dem Kapitalismus den Boden bereitet; darin gingen Judentum und christlicher Protestantismus denselben geschichtsdynamischen Weg. Was übrigens Luthers Hass auf die Juden erklärt; bei zu großer Nähe zum Fremden prügelt der Dogmatismus meist unmittelbar auf den anderen ein. Das gilt an Euphrat und Tigris, das gilt an der Elbe. So konnten auch Katholizismus und Islam sich nicht riechen; anders als die andern beiden Brüder, sind sie feudal strukturiert und in gewissem Sinne weltlicher: Jener hat das Abtestat, und dieser, Sie kennen das alle, kippt das erste Glas vor Allahs Augen über die Schulter, das zweite aber trinkt er dann. Selbst der Ramadan erlaubt die diesseitige, mit Sonnenuntergang vergönnte Erholung von Buße. Etwas sehr Lustvolles, übrigens, das dem Spannungsaufbau und schließlich der Erlösung eines gegliückten Sexualakts überaus ähnlich ist. Diese Ähnlichkeit, weil sie etwas Erotisches und damit Lebensbejahendes hat (nicht von ungefähr bricht im Katholizismus das mediterrane Heidentum wieder durch), nimmt mich, den Agnostiker – Sie würden sagen: den Ungläubigen – gegen beide ein wenig ein. Historisch gesehen ist das selbstverständlich Unfug, sagen wir: sentimental, aber ich stehe lächelnd dazu und mache keine Ideologie daraus; sagen wir, es sei eine Liebhaberei. Gegen den körperfeindlichen Puritanismus halte ich allerdings, daß Gewaltausübung gegen sich selbst zu Verdrängungen und einem innerpsychisch notwendigen Dogmatismus führt, der die geballte Wut aller in andere Richtungen denkenden Fanatiker, aber auch das Mißtrauen nicht derart ideologischer, meist einfacher Menschen auf sich zieht. Das ist im Zeichen des Globalismus mehr als prekär und wird in naher Zukunft eine weltweite Terrorisierung der Gesellschaften und weitere irrationale Kriege und Menschenrechtsverbrechen bringen. Wir haben ja objektiv gar keine Chance mehr, uns vor den Einflüssen der modernen Welt zurückzuziehen; Grenzen wie etwa die Demarkationslinie zwischen Israel und der West Bank verlieren über dreivier Generationen hinweg völlig an Bedeutung, haben bereits jetzt etwas Lächerliches, wenn man sich vor Augen hält, wie das, was wir in den Fernsehgeräten, über das Internet, das Radio usw. empfangen und hören können, gar nicht einmal allmählich ins Denken und auch Fühlen der Menschen hineingreift und es verändert. Das sich

übers Tauschprinzip identifizierende Abendland dringt in die hermetischen Strukturen kleiner, dogmatischer Identitäten ein, deren Selbsterhaltung rein durch die keine Grenzen mehr kennenden, elektronisch vermittelten Warenwelten zutiefst gefährdet wird und die sich – von ihrer Warte aus betrachtet – wehren. Daß der nahezu allmächtige Statthalter der Warenwelt, daß, biblisch gesprochen, der riesige Goliath verwundbar ist, hat nun ihn seinerseits – unter quasi religiöser, kreuzzugartig „Apage Satanas!“ brüllender Anrufung „wahrer westlicher Werte“ zu einem auserwählten Krieg motiviert, dem, sofern der Angriff auf den Irak erfolgen wird, ein größtenwahnsinniger folgen könnte: einer, in dem *wir alle* verlieren werden. Auf der anderen Seite wird ein gegen die Fremdeinflüsse ankämpfender Dogmatismus selbst dann verlieren, wenn er kriegerisch siegt. Um so mehr, als politisch/ökonomische Machtinteressen ganzer riesiger Nationen dogmatische Kämpfer gerne in ihre Strategien einbauen und für etwas nutzen, daß die kämpfenden Menschen gar nicht wollen, wovon sie zumindest nichts wissen. Daß ein Krieg an sich und sowieso immer, und zwar egal von welcher Seite, zu Kriegsverbrechen führt, scheint mir ausgemacht. Die Vorstellung eines „sauberen Krieges“, wie ihn jene, verzeihen Sie bitte, dummen 52 US-Intellektuellen offenbar haben, die vor wenigen Monaten einen „just war“ proklamierten, hat, wäre es nicht so furchtbar, etwas geradezu Lächerliches. „Gerechte“ Kriege können nur von Größenwahnsinnigen geführt werden, also von solchen, die vermeinen, die auserwählte Wahrheit zu vertreten, die jedes, aber auch jedes Opfer rechtfertigt.

Es liegt auf der Hand, daß, je gefährdeter eine dogmatisierte Gesellschaft oder Gemeinschaft ist oder, was dem völlig gleichkommt, sich fühlt, um so rigidider das Tabusystem sein muß, dem sie sich, um ihre Identität zu wahren, zu unterwerfen hat. Fast jedesmal ist das mit dem von mir immer wieder attackierten Reinheitsgedanken verbunden und übersieht völlig, daß Leben mitnichten aus Klarheit entsteht, sondern aus Sekreten, die zu allem Entsetzen der Reinheitsgebötler obendrein mit Ausscheidungsorganen kombiniert sind. Zu der höchst patriarchalen Vorstellung von „Kopfgeburten“ (denken Sie an Pallas Athene; nicht von ungefähr ist sie so sehr auf Krieg aus) gehört fast immer eine Desavouierung des Sexus': nämlich der radikale Angriff auf das für die gesamte Art notwendigste Lebelement. Wer es schafft, dieses in den Griff zu bekommen, hat sozusagen den gesamten Menschen

präformiert und auf die Identität und Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, also ihre Identität, dressiert. Wie sich derartiges im Sinn von Freuds „Wiederkehr des Verdrängten“ rächt, kennen wir nur zu gut eben aus Kriegen... das heißt, aus Situationen, in denen die gemeinhin geltenden Normen kurz- oder mittelfristig außer Kraft gesetzt sind, aber auch von anderen, gewissermaßen bürgerlichen und nicht gar so auffälligen, dennoch höchst aggressiven Fehlleistungen und Verhaltensweisen, im Mobbing am Arbeitsplatz, in der Verstoßung wie auch immer Andersartiger im Klassenzimmer usw. usf. Auch dahinter stehen immer Größen- und Machtfantasien, nämlich von Majoritäten gegen Vereinzelte. Unter anderem das, zumal seine Institutionalisierung, hat den realen Kommunismus so widerlich gemacht. Doch um es noch einmal zu wiederholen: Diese Aggressionen müssen eben nicht nur gegen andere, sondern können sehr wohl auch gegen das Subjekt selbst gerichtet sein. Im Extremfall, etwa bei Selbstmordattentätern, vereinen sich beide Aggressionsrichtungen. Das sind dann die *direkten* laufenden Bomben mit einer ebenso direkten Lunte zu Gott. Wie so etwas von Ferninteressen gelenkt und eingesetzt werden kann, hat uns immer wieder die Geschichte, sogar die jüngste, gelehrt. Denken Sie an den von den USA finanzierten fundamentalislamistischen Widerstand gegen die ehemalige Sowjetunion, denken Sie aber auch, umgekehrt, an die in arabischen Lagern ausgebildeten westlichen Terroristen. Geheimdienstspiele sind *immer* mies, egal, welches Land sie in Bewegung setzt, und sehr wohl kann Bin Laden als eine Art Ronin betrachtet werden, als ein Samurai, der seinen Herrn verlor. Jeder individual-, staats- oder kulturterroristische Akt ist jedenfalls von einem Identitätsgedanken getragen, der gleichermaßen für Partisan wie Militär sinnstiftend ist und den Einzelnen einen Auserwähltheitscharakter verleiht, der die bestandene Prüfung – christlich formuliert: das Martyrium - mit einem Lohn im Himmel entgelt. Schon insofern ist jede dieser Handlungen – gleich, ob es sich um Selbstmordattentäter, Asketen, Selbstverbrenner, Bombenleger oder sonstige mit Selbstentlebung einhergehende „Helden“ handelt – zugleich lebensfeindlich wie von Größenfantasien getragen, die wahnhaftes Ausmaß angenommen haben. Und zwar auch dann, wenn durch Taten wie diese möglicherweise ein Sieg errungen wird. Die Auserwähltheitsfantasie hat an sich Größenwahncharakter; jede desavouiert die Auserwähltheit solcher, die nicht zur gemeinten, in sich identischen Gruppe gehören.

Das gilt sowohl für den islamischen Kämpfer als auch für jeden jüdischen Soldaten, der seinerseits auf das Unerträglichste Palästinenser physisch und psychisch erniedrigt. Die durch den Auserwähltheitsgedanken betriebene Tabubildung verhindert das, was ich Normalisierung nenne. Sie führt so oder so in den Krieg. Ist einer gewonnen, wird der nächste nicht lange auf sich warten lassen.

Der Sachverhalt ist höchst ambivalent. Denn die Größen- und Auserwähltheitsfantasie führt zugleich zu enormen Kulturleistungen; sie zu schwächen, hieße, auf einen Teil Großer Kunst zu verzichten. Ich denke, es war in diesem Sinn, daß Theodor Adorno schrieb: „Erst einer befreiten Gesellschaft stürbe Kunst ab.“ Das Perfide nun ist, daß auch dem Kapitalismus – gewiß *keine* freie Gesellschaftlichkeit – die Kunst abstirbt, jedenfalls, wenn man die Auflagen sagen wir Pynchons mit denen... wer fällt mir ein?, na gut: Konsaliks vergleicht – oder sich anschaut, welche Rolle die harmonisch doch recht regredierte Unterhaltungsmusik gegenüber den Kunstmusiken spielt; auch hier gelten hegemoniale Interessen. Man kann das sehr wohl mit weltpolitischen vergleichen; es ist eben *nicht* der freie Wille des Einzelnen, wenn er gerne Popmusik und nicht die hohe Kunstmusik der eigenen oder anderer Kulturen hört. Aber das, Pardon, ist ein weiteres Thema, das allerdings mit dem meinen mehr oder minder zusammenhängt, mathematisch gesprochen: eine seiner Ableitungen ist.

Es wäre also nötig, kulturelle Größenfantasien, die persönlich oft zur Durchsetzung einer künstlerischen Idee notwendig sind, da ihre Gestaltung nicht selten die soziale Stellung des von ihr Besessenen gefährdet und er ja irgend etwas braucht, das ihn „durchhalten“ läßt, von politischen abzukoppeln, d.h. die künstlerische Idee darf gar nicht erst so etwas wie einen National- geschweige völkischen Charakter bekommen; Figurationen der Kunst, seien es solche religiöser, literarischer, architektonischer, musikalischer oder bildnerischer Art müßten im Sinn der von mir gemeinten Normalisierung von allem Anfang an als Weltkulturerbe, also als Gemeingut, betrachtet werden und nicht erst, wenn ein paar Jahrhunderte verstrichen sind. Dann – und *nur* dann - ließe sich eventuell das explosive Übergreifen künstlerischer, bzw. kultureller Größenfantasien auf die Bereiche des Politischen vermeiden und normalisierend kanalisieren.

Ich gestehe zu, daß mich der Umgang mit der faschistischen Geschichte Europas hat diese Perspektive einnehmen lassen: Soldaten sich so formieren zu lassen, daß ihre Aufstellung ein Gedicht ergibt, wie D'Annunzio das im besetzten Fiume befahl, woher dann Mussolini seine Schwarzhemden bezog, oder Hitlers Inszenierung von Volksaufmärschen wie grandios geführte Opernchöre gehen mir nie aus dem Kopf. Schön anzusehende Fackelzüge sind mir selbst dann unangenehm, wenn für den Weltfrieden demonstriert wird. Der Opernchor aber *muß* geführt sein, und zwar, je rigider, desto besser. Genau dieses „desto besser“ verliert auf der Straße seine Gültigkeit. Die unablässigen Morde und Katastrophen in der Literatur, schreibt Camille Paglia, seien fürs betrachtende Genießen da, nicht zur moralischen Erbauung. Ihr Status als Dichtung, ihre Entrückung in einen heiligen Bezirk, erhöhe unser Vergnügen, weil dadurch sichergestellt werde, daß Betrachtung nicht in Handlung umschlagen könne.

Aber die Ambivalenzen sind noch sehr viel rücksichtsloser, heimtückischer, fieser. Denn es gibt nicht nur die positive Auserwähltheitsfantasie, sondern die negative ganz ebenso. Man kann sich auch als Opfer auserwählt fühlen, ja daß man gegenwärtig Opfer sei oder es einmal gewesen sei, kann zur auserwählten Identität führen. Ich habe in einem nicht unähnlichen Zusammenhang einmal von der negativen Selbsttheroisierung der Deutschen gesprochen und mich nicht beliebt damit gemacht: Wenn wir schon nicht die Besten sind, dann wollen wir zumindest die Schlechtesten sein. Kaum etwas, das deutlicher zeigte, was fehlende Normalisierung ist. Noch Theweleit, in einer jüngsten Publikation, einer höchst empfehlenswerten, witzig-polemischen Untersuchung nicht der Vorgänge des 11. Septembers 2001 selbst, sondern der medialen Reaktion auf sie, behauptet: Zu bestimmten weltpolitischen Vorgängen, etwa dem Israel/Palästina-Problem, habe ein Deutscher zu schweigen. Das ist im besten Fall ein pragmatischer, aber selbst dann noch schuldreligiöser Satz, nämlich letztlich nichts als seinerseits eine Hypostasierung von negativer Auserwähltheit und hätte eigentlich im politischen Leben nichts, aber auch gar nichts zu suchen. Dabei werfen sich etwa westliche künstlerische Größenfantasien längst in andere Bereiche, etwa diejenigen der zunehmenden Medialisierung der anthropologischen Entwürfe, die nun ihrerseits und eben deshalb mit denjenigen entfernterer politisch-kultureller Gemeinschaften auf das härteste

kollabieren. Unter anderem davon, also ebenfalls als Ergebnis der Globalisierung, sind die furchtbaren Geschehnisse des 11. Septembers 2001 ein Ausdruck gewesen. Meine Damen und Herren, im 19. Jahrhundert gab es im deutschsprachigen Bereich den Begriff „Kunstwille“. Ich denke, wir müssen unsere Kinder einen „Rezeptionswillen“ lehren, der das Fremde einschließt und schließlich *die Künste des Fremden*, den fremden Klang, das unverständliche Bild, die seltsame, oft verschiedene Mythik anderer Kulturen verstehen und ins Eigene hineinnehmen will, weil sämtlichen Kulturwerken ein religiöses Versprechen eignet, das sich aber nicht in einem Jenseits, sondern ganz diesseitig – ganz heute, ganz morgen, ganz gestern – offenbart: nämlich in Lust. Den späten Beethoven, den der Streichquartette, hören, den Subhar-Improvisationen Imrat Khans lauschen, Walter Benjamins erkenntnistheoretische Schriften durchdenken und die poetischen Spekulationen Jorge Luis Borges', die Gedichte Montales' sprechen, ohne Ezra Pound auszuschließen, ins Unendliche kalligraphisch gestalteter Suren tauchen, beim Anfang des Popol Vuh erschauern und den, weiß Gott, hinreißenden Deutungen kabbalistischer Exegeten hinterhersinnen... ich bin überzeugt und innig getragen von dem Gefühl, daß sich ein solcher Rezeptionswille auf das Fremde überträgt. In Bombay stand ich im wirren, schmutzigen, chaotischen Kalo Talao vor einem strahlend weißen, sehr großen und doch geradezu schwerelosen Gebäude, einer sagenartigen Traum-Architektur, in deren Souterrain ein lockender, grüner See dem Gewölbe darüber flirrende, wellenartige Reflexe schenkte, die mich minutenlang hoben und wieder fallenließen und wieder hoben. Es war ein Freitag. Ich stand vor der Jama Masjid, der großen Moschee. Als nun die Gläubigen aus ihrem Gotteshaus die halbe schneeweiße Treppe herabstiegen, muß ich derart glücklich dreingeblickt haben, daß sie mich, den Ungläubigen, hineinbaten. Als ein Jahr später die beiden Türme einstürzten - ein Verbrechen und zugleich babilonische Allegorie -, hätte man anders reagieren müssen als mit einem brutalen Gegenschlag. Ich hätte nach islamischen Stücken, nach Großer Kunst, Ausschau gehalten, hätte Abdullah Ibrahim in die Carnegie Hall geholt und den Duftenden Garten des Scheiches Nefzaui verfilmt oder den Kindern sämtliche Märchen aus 1001 Nacht vorgelesen, um weltweit zu zeigen: Wir lieben und wir verstehen – auf, zugestanden, *unsere Art* –

diese Kunst. Sie wird uns, was Kunst immer konnte, den Verlust und den Schmerz und, ja, den Haß - ertragen lehren.

Danke.

---

Berlin im November 2002/Januar 2003  
ANH